

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 11

Artikel: Fahrendes Volk der Heide
Autor: Binder, G
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

über Osteologie und christliche Dogmatik. Der König bezeugte: „Das ist viel!“ und äußerte, ob nicht die schwache Gesundheit des Kindes durch das viele Lernen zerrüttet werde. Aber der gelehrte Schulmeister versicherte, daß das Kind nur durch geistige Anregung zur Aufnahme der noldürftigsten Nahrung zu bewegen und über die schlaflosen Nächte hinwegzubringen sei, ohne daß es seiner angeborenen Melancholie unterliege.

Das Kind kehrte nach Lübeck elender zurück, als es abgereist war. Die Schlaflosigkeit wurde immer größer und die Zustände der Ohnmacht wurden immer häufiger. Noch einen Tag vor seinem Ende förderte es den ganzen Schatz seiner morgenländisch-biblischen Gelehrsamkeit zutage. Die Aufzeichnung dieser Rede nimmt im „Ehrengedächtnis“ 23 Seiten ein.

„Nun zumachen“, schloß es, indem es auf sein biblisches Bilderbuch zeigte, und am folgenden Tage, es war am 27. Juni des Jahres 1725, machte es auch das Buch seines kindlichen gelehrten Lebens zu.

Christian Heinrich Heineken war nur 4 Jahre 4 Monate und 21 Tage alt geworden. Sein Leichenstein nennt ihn ein exemplum sine exemplo. Mit Recht ein exemplum und zum Glück sine exemplo.

Erntelied.

Die goldnen Halme sinken;
Ihr Haupt ist schwer, ihr Haupt ist müd; — —
Die scharfen Sensen blinken
Und übers Feld erschallt ihr Lied. —
Was soll der Ton bedeuten? —
Es klingt so süß, es klingt so weh! —
s'ist wie ein Abendläuten
Des Kirchleins auf der Felsenhöh! —
Wohl kenn' ich diese Weise:
Was grünt, verwehlt; was blüht, verweht! —
Der Sommer singt sie leise
Und grüßt — und wendet sich — und geht! —

Anna Fischer, Bern.

Fahrendes Volk der Seide. *)

Von G. Binder, Wülflingen.

In der Abenddämmerung schleicht mühselig ein wunderlicher Heerzug von Karren, müden Gäulen und braunen Treibern auf holperiger Straße am Saume

*) Quellen für die Geschichte des Zigeunervolkes: J. H. Schwicker „die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen“; R. Gußmann „die Zigeuner“; J. G. Haffe „neue Aufschlüsse über die ältere Zigeunergeschichte nach griechischen Schriftstellern“; die Schriften von P. Bataillard, Charles Boner und dem Sprachforscher Miklosich. Für die Zigeunerische Volkspoesie: Dr. Blislofi und M. Rosenfeld in Temeswar.

der alten Föhren dahin. Laute Rufe einer fremden Sprache dringen durch die dämmerigstille Luft zum nahegelegenen Dörfchen hinunter.

Der sonderliche Karrentroß ist an der Waldecke angelangt und biegt in die leerstehende geräumige Kiesgrube ein, wo die mageren Köpfelein ausgespannt und laufen gelassen werden. Sind sie hungrig — dies verraten schon die hängenden Bäuche und die hervorstehenden Rippen — so können sie am Wegrande und auf den nahe gelegenen Dorfwiesen ihr nächtliches Futter suchen. Die grünen und blauen Karren, die bogenförmig mit grobem Segeltuch überspannt sind, haben sich bereits entvölkert. Weiber mit kohlschwarzen, ungeordneten Haaren und braunen oder zitronengelben Gesichtern — jede ein rotes Tuch um den Kopf gebunden — umlagern das lustig flackernde Föhrenholz, über welchem an massivem Stabe eine Pfanne oder ein Kessel hängt. Spärlicher Rauch der Nachtfeuer steigt aus der Grube empor und streicht den schwarzen Waldblücken zu. Um die Wagen und auf den Sandhaufen treibt ein kleines, schmutziges Volk sein Spiel, schlägt Purzelbäume und freischt, gleich wie tagsüber die im nahen Gehölz ruhenden Kolkraben. Unter die Karren gebunden, winseln die struppigen Hündlein. An den Wagen anlehnd, ziehen die braunen Söhne der Haide dichte Rauchwolken eines übelriechenden Kanasters aus langen Weichselrohren. Sie tragen ausnahmslos weite blaue Blousen und schwarze, breitrandige Hüte.

Am Morgen erscheinen im nahen Dörfchen die Zigeunerweiber samt Kindern; sie ziehen bettelnd und stehlend von Haus zu Haus, auch nicht die armfelige Hütte verschonend mit ihrem verabscheuten Besuche. Während die schwarzen Weiber durch die vordere Türe eintreten, schleicht die zerlumppte kleine Ware hinter die Häuser, und wohl dem Bauer, der beizeiten nach Hühnern, Gänsen und anderer beweglicher Habe geschaut hat — dem braunen Diebsgesindel ist alles anständig, was nicht niet- und nagelfest ist. Während die furchtsame Bäuerin mit der alten Zigeunerfrau beschäftigt ist und der Bauer die Hühner in den Hof treibt, raubt die Zigeunerbrut die Küche und den Keller aus.

Immer noch beschleicht das Landvolf und unter diesem besonders das weibliche Geschlecht, eine eigentümliche, aber begründete Angst, wenn durch die Dorfgassen der Kinderruf ertönt: „Die Zigeuner sind da!“ Sorgfältig schließt die Mutter die Türe zu und jagt die Kinder von den Fenstern weg in den finsternen Stubenwinkel. Ist das nicht mehr möglich, so sucht die Bäuerin so gut als möglich mit der Zigeunerin fertig zu werden. Doch kaum hat sie sich ins nebenanliegende Zimmer begeben, so späht die Zigeunerin mit brennenden Augen im Nu alle Winkel aus, läßt von der Ofenstange herunter ein wollenes Tuch, eine Schürze oder aus der Kommode ein Stümpchen Geld und einige wertvolle Schmucksachen mitlaufen. Will der Bauer, bevor er zur Ruhe geht, noch die Uhr aufziehen, so nimmt er mit Schrecken wahr, daß sie fehlt und am Festtag mangeln dem kleinen Hans die Sonntagschuhe. Der Großmutter ist

die mit Silber beschlagene Postille und dem Großvater die altererbte Tabaksdose abhanden gekommen.

Zum Dank für all das Eingesteckte macht nun das sonnebraune Weib Gebrauch von geheimen Künsten. Sie sucht vor allem die Hand der Bäuerin oder der erwachsenen Tochter zu erhaschen und fängt dann an, aus den Linien der Handfläche die Zukunft vorauszusagen, oder sie zieht ein abgegriffenes Spiel Karten aus der Tasche und legt den neugierig-abergläubischen Weibsbildern die vielbedeutenden Blätter vor; verhaßte Personen werden verhext, Liebestränke gebraut und franke Kühe gesund gemacht. Auch menschliche Krankheiten heilt die Zigeunerin durch Amulette, Besprechungen und Veräucherungen. Ist die Wahrsagerin endlich fort, so bemerkt nun auch die Bäuerin, daß ihr Sackgeld ebenfalls drauf gegangen ist. Die Zigeunerin spekuliert vortrefflich und handelt mit wahrer Virtuosität die Taschenspielfünfte.

Wann sind nun die Zigeuner zum erstenmal in unseren Gegenden aufgetaucht und woher kamen sie?

Im Jahre 1418 erschien zum erstenmal eine Zigeunerbande in der Schweiz. Sie bestand aus ca. 500—1000 Köpfen, kam von Deutschland herein, irgend eine alte Rheinbrücke passierend, und zog in Zürich ein. Das braune Volk der Heide wurde von zwei „Herzögen“ Michael und Andreas in Zürich eingeführt. Es war mit einem Schutzbrief von Kaiser Sigismund versehen, den er ihm, wie wir später sehen werden, auf einen siebenjährigen Bußengang hin ausgestellt hatte. Man war in Zürich höchlich erstaunt über einen derartigen Besuch brauner Heidefinder und nannte sie wegen ihres tatarenmäßigen Aussehens „Tatern“ oder „Tataren“. Man empfing sie durchaus nicht unfreundlich und bezeugte großes Erstaunen über das eigentümliche Volk. Aber nicht lange ging es, so konnten die Zigeuner sich nicht mehr bezähmen; sie ließen ihrem angeborenen Naturell ungehindert die Zügel schießen und begannen in schrecklicher Weise zu stehlen. Deshalb wurden sie zum Wegzug gezwungen und über die Grenze zurückgedrängt. Ein Teil durchzog nun das Elsaß, während der andere seinen Weg nach Frankreich nahm.

Schon 1417 tauchten Zigeuner in den damals blühenden und reichen Hansestädten auf. Sie zogen einige Hundert Personen stark in prunkendem Aufzug, ihren „Herzog“ in der Mitte, durch die Gassen von Lübeck und Hamburg, und das Volk sah überall mit maßlosem Erstaunen auf die braunen Gäste, die aber auch hier ihre schlimmen Eigenschaften frei gewähren ließen. Für ihre Diebskünste mögen die reichen Städte ein erwünschtes Versuchsfeld geboten haben. Wenn man sie um ihre Herkunft anging, so erzählten sie ein Märchen, das wohl nicht einmal von ihnen selbst erfunden war, welches sie vielmehr auf ihren Wanderungen von der Landbevölkerung erzählen gehört und dann als Wahrheit ausgaben, weil es ihnen gefiel, die Leute über ihr Herkommen — das ihnen zwar selbst unbekannt ist — im Unklaren zu lassen und aus dem Märchen eigenen Vorteil zu ziehen. So sagten sie denn, sie kämen aus „Klein-

Ägypten“, was kein geographischer Begriff ist. Sie hätten diese ihre Heimat verlassen müssen, weil sie vom christlichen Volksglauben abtrünnig geworden seien. Zur Strafe mußten sie nun sieben Jahre lang den heimischen Boden meiden und durch fremde Länder, durch alle Welt ziehen. Für diesen ihren schweren Bußgang habe ihnen der Kaiser Sigismund seinen Schutz zugesagt, und in der Tat besaßen sie einen solchen Schutzbrief, den ihnen wohl ein Günstling des Kaisers zu verschaffen gewußt.

Dieses angelobten kaiserlichen Schutzes wegen wurden die ungastlichen Wanderer längere Zeit in den Handelszentren geduldet; als sie aber anhoben, alles zusammenzustehlen, wie und wo sie nur irgendwie konnten, da sperrte man diejenigen ein, deren man habhaft wurde und darauf verließen die „unverbesserlichen Sünder“ die „reichen Fundgruben“ des deutschen Nordens und zogen nach Süden über Augsburg, Bünden und das Tirol nach einem Lande, dessen Klima ihrem heißen Blut eher entsprechen mochte. Wir wissen aber, daß eine Luftveränderung nicht der Zweck dieser so weiten Reise war. Ihr kaiserlicher Schutzbrief dauerte, wie schon gesagt, nur sieben Jahre und ging mit dem Jahre 1424 zu Ende. Nun war die erste Sorge, in den Besitz eines neuen Empfehlungsschreibens aus hoher oder höchster Hand zu gelangen. Wirklich machte der Herzog Andreas im Jahre 1422 sich mit seinen braunen Horden auf die Reise. Sie kamen in der Poebene an und wurden in den meisten Städten ihrer Wahrsagerkunst wegen freundlich aufgenommen und oft acht bis vierzehn Tage zum Bleiben genötigt, so in Bologna. Aber auch hier wurde die Stadtbevölkerung bald der lästigen Diebe überdrüssig und schaffte sich letztere mit Gewalt vom Halse. Von Bologna aus zogen sie sehr wahrscheinlich weiter nach Rom, denn in späteren Jahren zeigten sie einen Schutzbrief von Martin V., dem damaligen Papste, vor. Da die siebenjährige Bußzeit längst vorbei war, die Zigeuner aber immer noch nicht in ihre Heimat „Klein-Ägypten“ zurückzukehren gedachten, so erweiterten sie den Umfang des Märchens von ihrer Verbannung folgendermaßen: Als die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten ihren Stamm umgastliche Aufnahme bot, wurde letztere verweigert und zur Strafe müsse nun die ganze Sippe noch Jahrhunderte lang im „Glend“ (von alilanti-Glend-Fremde) herumziehen. Diese Märe erinnert stark an die vielerlei Sagen von Ahasver.

Um das Jahr 1428 herum finden wir dann die Zigeuner als jahrendes Volk nicht mehr als einen mehr oder weniger geschlossenen einheitlichen Stamm. Von jetzt an treffen wir fast überall in ganz Europa größere und kleinere Zigeunerscharen, wie sie sich eben in ihrer Heimat Ungarn aufmachen zu zugvogelartiger, aber zielloser Wanderung. An ihrer Spitze marschiert nicht mehr ein „Herzog“, sondern ein König, „Zindl“ genannt. 1427 kommen sie auch nach Paris.

Mit dem riesigen Überhandnehmen der Zigeuner mehrten sich auch die Klagen über ihre Lebensführung, die einem zivilisierten Volke ohne Zweifel

unerträglich werden mußte. So beschloß denn der Augsburger Reichstag (im Jahre 1500), die Zigeuner seien zu verbannen aus den Landesmarken, denn sie verübten neben den zahllosen Diebereien Rundschafterei für die Türken. Auch in Frankreich wurden sie mehrmals landesverwiesen, und als alles nichts fruchten wollte gegen die schmutzigen Fremden, so beschloß das Parlament in Orleans 1561, daß die „bohémiens,, (Zigeuner) mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu vertilgen seien. Unter den Königen Ludwig XIII. und Ludwig XIV. wurde diesem Beschluß in seiner ganzen Härte nachgelebt. Weib und Kind, Stumpf und Stiel, wo man ihrer habhaft ward, wurden erbarmungslos dem Tode übermittlelt. Diese strenge Disziplin, die das 16. Jahrhundert in Frankreich gegen die fahrenden Leute der ungarischen Pustten übte, hält noch heute viele unter ihnen von dem Betreten des „ungastlichen“ Landes zurück.

Sebastian Munsterus erzählt als Zeitgenosse in seinem „Kosmographie“, wie man im 16. Jahrhundert über das Romvolk urteilte: „Als man zählt nach Christi Geburt 1417, hat man zum ersten im Teutschland gesehen die Zigeuner, ein ungeschaffen, schwarz, wüßt und unflätig Volk, das sonderlich gerne stiehlt, doch allermeist die Weiber, die also ihren Männern zutragen. Sie haben unter ihnen ein Graffen und etlich Ritter, die gar wohl bekleidet und werden auch von ihnen geehrt. Sie tragen bei ihnen etlich Brief und Siegel, von Kaiser Sigmund und anderen Fürsten gegeben, damit sie ein Geleit und freien Zug haben durch die Länder und Städt. Sie geben auch für, daß ihnen zur Buß auferlegt sei, also umherzuziehen in Pilgerweis und daß sie zum ersten aus Klein-Agypten kommen seien. Aber es sind Fabeln. Man hat es wohl erfahren, daß dies ellend Volk erboren ist in seinem umschweifenden ziehen; es hat kein Vaterland, zeucht also müßig im Land umher, ernährt sich mit Stehlen, lebt wie ein Hund, ist kein Religion bei ihnen, ob sie schon ihre Kinder unter den Christen taufen lassen. Sie leben ohne Sorgen, ziehen von einem Land in das ander, kommen über etlich Jahr wieder. Doch teilen sie sich in viel Scharen und verwechseln ihren Zug in die Länder. Sie nehmen auch Mann und Weib in allen Ländern, die sich zu ihnen begehren zu schlagen. Es ist ein seltsames und wüßt Volk, kann viel Sprachen und ist dem Bauernvolk gar beschwerlich. Dann so die armen Dorfleut im Feld sind, durchsuchen sie ihre Häuser und nehmen, was ihnen gefällt. Ihre alte Weiber begehen sich mit Wahrsagen und dieweil sie den Fragenden Antwort geben, wie viel Kinder, Männer oder Weiber sie werden haben, greifen sie mit wunderbarer Behendigkeit ihnen zum Säckel oder zu der Taschen und leeren sie, daß es die Person, deren solches begegnet, nicht gewahr wird. Es ist mir, Munstero, vor etlich vergangenen Jahren bei Heydelberg begegnet, daß ich mit ihnen zu Eberbach in ein Gespräch kam und zu ihren Obersten zuweg bracht zu lesen einen Brief, dessen sie sich berühmten und das war ein Vidimus, so sie vom Kaiser Sigmunden zu Lindau hätten erlangt; in dem stund, wie ihre Vorfahren in Klein-Agypten etlich Jahr lang vom Christenglauben wären abgefallen. Und als sie

sich wiederum bekehrten, ward ihnen zur Buß aufgesetzt, daß sie oder etlich von den Ihren also vier Jahr (sonst sieben) sollten im Elend umherziehen und Buß wirken, so lang sie im Unglauben waren gelegen. Aber nach Ausweisung solches Briefes ist die Zeit ihres Umherziehens vor vielen Jahren ausgewiesen und über das schweifen sie noch im Land herum und ernähren sich mit Stehlen, Lügen, Trügen und Wahrsagen. Und als ich ihnen solches fürwarf, gaben sie mir zur Antwort, es wäre ihnen der Weg verschlagen, daß sie nicht könnten in ihr Vaterland kommen, obschon die Zeit der Buß vor langem vorüber. Und da ich weiter sie rechtfertiget, es stünd im Brief, daß sie sollen Buß wirken, das thäten sie nicht und nehmen den Leuten das Ihr, antworteten sie, sie hätten sonst nichts zu tun."

Was Munsterus schon vor vier Jahrhunderten über die Zigeuner berichtet, stimmt heute noch.

Born, Haß oder Rache können den Zigeuner zum Tiger machen und umgekehrt kann tiefer Schmerz ihn zum Kinde machen. Nicht jeder Wanderer, den der nächtliche Weg an einem Zigeunerlager vorbeiführte, mag seine Heimat wieder gesehen haben. Der Zigeuner selbst dünkt sich keineswegs als der tiefstehende, verachtete Paria; weit eher hält nur er sich für einen wirklichen, selbstständigen Menschen (rom), dessen höchster Lebenszweck eben darin besteht — Zigeuner zu sein. Ehrlichkeit gilt ihm nichts, gerade im Lügen und Stehlen befundet er bedeutende geistige Anlagen und Fertigkeiten. Doch treten letztere auch in vielen anderen Lebenslagen zu Tage. In reichem Maße besitzt er Hochmut und Selbstüberhebung. Will man bei ihm etwas erwecken, so braucht man einfach seiner Eitelkeit, seinem Nationalgefühl zu schmeicheln, für seine Sprache, Sitten und Gebräuche Interesse zu zeigen. Gebundenheit, Regelmäßigkeit, Ordnung sind ihm bitter verhaßt. Sein Unabhängigkeitsfönn sträubt sich gegen jederlei Zwang. Hinterlist, Bosheit und Feigheit sind ebenfalls charakteristische Merkmale des Zigeunervolkes. Sucht nach äußerem Glanz und Schmuck, verbindet sich mit dem Leichtfönn und der Genußsucht. Der braune Heidesohn liebt stilles Hinbrüten in beschaulichem Müßiggang und zugvogelartiger Wandertrieb liegt in seinem Blute. Das Familienleben zeigt traurige Kontraste. Die Zigeuner heiraten frühzeitig, Mädchen häufig mit 13 und 14 Jahren. Die Eltern tragen zärtliche Liebe zu ihren Kindern, die oft in verderbliche Schwäche ausarten. Nur im leicht aufflackernden Borne züchtigt der Zigeuner seine Kinder, bereut aber bald seine Tat, und der Züchtigung folgt eine leidenschaftliche Liebkosung. Abhärtung, Unempfindlichkeit gegen Wind und Wetter sind bei solchem Volke unerläßlich. Wird das Kind im Winter geboren, so setzt man es in einen Haufen Schnee und badet es im kalten Wasser; kommt es im Sommer zur Welt, so wird es mit Fett bestrichen und den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Allerdings fallen diesen Abhärtungsmethoden zahlreiche Kinderleben zum Opfer. Der Vater übt in der Familie eine despotische Gewalt aus. Seinen Befehlen folgt unbedingter Gehorsam. Die alten Zigeunerweiber genießen bei ihrem Volke eines großen Ansehens.

Man fragt sie in allen Dingen um Rat und legt ein besonderes Gewicht auf ihr Urteil. Ein hochromantisches Bild: am Feuer vor dem Zelte sitzt die Zigeunermutter oder Großmutter mit dem schreckhaften Medusengesichte, umringt von ihren Stammes- oder Familiengenossen; sie raucht aus der kurzen Weichselpfeife und macht einem Träfel gleich ihre Sprüche oder erzählt dem lauschenden Jungvolke Märchen. Leichtgläubigkeit, Vorurteile und Aberglaube beherrschen das Seelenleben des Zigeunervolkes. Der Schmerz über den Tod eines Familiengliedes ist ein ergreifender, jedoch nur momentaner, bald vorübergehender. Die Zigeuner sind äußerst furchtsam, besonders vor Gespenstern, über welche sie die abenteuerlichsten Erzählungen wissen; Gebet, Opfer und Kultus sind ihnen ganz fremde, unbekannte Dinge; ebenso glauben sie an Zeichen und Vorbedeutungen. Eine eigentümliche Ansicht dieses Volkes: Kein Mensch wird genau sechs Fuß hoch; denn nur Gott hat diese Höhe. Sprichwörter wie: „Falsch wie der Zigeuner“, „schlechter als ein walachischer Zigeuner,“ „er betrügt, stiehlt wie ein Zigeuner“ u. s. w. beleuchten weitere Charaktereigenschaften des Romvolkes. — Doch so charakterlos dieses Volk ist, so interessant ist es. Keinem „Nicht-Zigeuner“ wird es gelingen, befriedigenden Aufschluß zu erhalten über das ureigenste Innenleben dieser Steppenmenschen.

Wo mögen nun die ursprünglichen Wohnsitze dieses seltsamen Volkes zu suchen sein?

Heute gilt allgemein als landläufige Annahme, die Heimat der fahrenden Gesellen sei Ungarn. Freilich ist Ungarn ihre Heimat, das Land, von dem aus die Zigeuner die Wanderzüge durch Europa antreten. Doch ist es, wie wir sehen werden, nicht die ursprüngliche Heimat, sondern gleichsam ein zweites Vaterland.

Auf den schweigenden Heiderevieren der ungarischen Pustten, umgeben von trügerischem Moor, das die düsteren Heidenebel gebiert, stehen die Lehmhütten der mehr oder weniger sesshaften Zigeuner, der wildschönen Menschen mit nachtschwarzen Haaren. Stundenweit reitet da der braune Sohn eines Zigeunerstammes über Sand, durch träge dahinschleichendes Wasser, über Heidegras, durch Heideginster und läßt sich so wenig schrecken, wenn dicht vor ihm ein Rohrhuhn freischend aufplattert, wie wenn in der Nähe, im Schilf der Moore, der Pusttenwolf heult.

In neuester Zeit versuchte die ungarische Regierung auf dem Verordnungswege und mit Zwangsmitteln dem Vagabundieren der Zigeuner Einhalt zu tun, aber ohne Erfolg. Die Zigeuner sind in Ungarn und Siebenbürgen allerdings in einigen Orten sesshaft geworden und haben bürgerliche Beschäftigungen angenommen, mit Vorliebe neigen sie nach wie vor der Musik, dem Schmiedehandwerk und leichteren Hantierungen sonstiger Art zu, der Ackerbau wird von ihnen nur sehr selten betrieben; allein ein großer Teil, wohl die Mehrheit des Volkes, lebt auch heute noch in leichterbauten Hütten oder in Erdlöchern oder unter lustigen Zelten, um den zeitweiligen Wohnort oft ohne sichtbaren Grund

rasch zu verlassen und die elende Heimstätte anderwärts für kurze Zeit aufzuschlagen. Man begegnet solchen Karawanen häufig an den Straßen und Wegen, wo sie die mehr abgelegenen Feldwege den frequenten Straßen vorziehen.

Die früheste, eigentliche Heimat der Zigeuner, haben wir soeben angedeutet, ist nicht Ungarn; also müssen wir die ursprüngliche suchen, aus der das Romvolk entweder freiwillig, oder durch irgendwelche Verhältnisse gedrängt, unfreiwillig ausgewandert ist.

Wenn uns beim Bestimmen des ursprünglichen Herkommens der braunen Stammgenossen nur die Geschichte zu Gebote stände, so wären wir ganz und gar auf bloße Vermutungen angewiesen. Nun tritt aber die Sprachforschung entscheidend in den Riß. Zusage vergleichender Versuche gibt uns letztere die bestimmte und klare Antwort, daß unzweifelhaft die Zigeunersprache eine indische Sprache ist, und daß somit die Zigeuner aus Indien stammen.

Eine weitere Frage wird nun sein, wie und wann dieser indische Stamm nach Europa hinüberkam. Auch hier wieder gibt die Geschichte nur ungenügend Aufschluß, und wir müssen uns mehr oder weniger mit Vermutungen zufrieden geben. Früher nahm man allgemein an, daß Timur, als er im Jahre 1399 Indien mit seinen Mongolenscharen überschwemmte, auch die Väter unserer heutigen Zigeuner aus ihren Wohnsitzen im Pendschab verdrängte. Diese wandten sich dann westwärts, durchzogen Kleinasien, überschifften den Bosporus und ließen sich in der Walachei und in Ungarn nieder. Nun wird aber nirgendwo in der Geschichte, und besonders nicht von zeitgenössischen Byzantinern, der völkerverwandernde Durchzug eines ganzen Stammes oder Volkes erwähnt. Außerdem sind schon im Jahre 1398 in einem Erlaß des venetianischen Statthalters von Nauplia die „Acingani“ mit ihrem Häuptling Johann erwähnt, und es wird ihnen der Aufenthalt im Peloponnes aufs neue gestattet. Also waren sie schon damals einige Zeit in Griechenland und ihre Anwesenheit in Europa fällt nachweisbar vor Timur. Zudem befinden sich in einer Schrift des byzantinischen Rhetors Mazario vom Jahr 1414, in welchem die sieben Völkerschaften Moreas nach ihrem Rang aufgezählt sind, als sechstes Volk die Zigeuner, als siebentes und letztes die Juden. Man darf also jedenfalls ohne stark fehlzugehen, annehmen, daß bereits am Schlusse des 14. Jahrhunderts Zigeuner in Griechenland zu finden waren und als dort ansäßig betrachtet wurden. Der gelehrte Sprachforscher Miklosich in Wien führt auf Grund der Romsprache den Beweis, daß die europäischen Zigeuner in Griechenland oder richtiger in einem Lande, in welchem die griechische Sprache vorherrschend war, vor ihrer Zerstreuung und Wanderung durch unsern Weltteil geraume Zeit hindurch gelebt haben müssen.

Ferner darf man annehmen, daß bei den früheren Mongoleneinfällen in Indien schon im 13. Jahrhundert der Zigeunerstamm aus seinen festen Wohnsitzen verdrängt und nach Europa hinübergeworfen wurde. Ebenso mag wohl der Wandertrieb schon in Indien den Zigeunern innegewohnt, und letztere

mögen deshalb einen Wegzug, genötigt durch vordringende Völkerschaften, nicht allzu hart empfunden haben.

Eine eigene Geschichte besitzt dieses Volk nicht. Es sieht um ihre Schreibfertigkeiten, überhaupt um die primitivste Bildung noch heute ganz bedenklich aus. Wild wächst der Zigeuner auf und wild bleibt er. Nicht einmal eine mündliche, geschichtliche Überlieferung oder sagenhafte traditionelle Erinnerungen in allerlei Geschichten, wie wir sie sonst bei fast allen, auch ungebildeten Völkern finden, sind diesem Stamme eigen. So sehen wir also, daß der Zigeuner keine Ahnung hat von seiner geschichtlichen Herkunft, und daß jedenfalls auch das Märchen, nach welchem die Zigeuner aus „Klein-Agypten“ gekommen wären, kaum als eigene Erfindung anzusehen ist. — Ohne festen Eigenbesitz in einem Vaterland haben sie auch keine fortlaufende Erinnerung, keine historische Erinnerung, keine Pietät gegen Vorfahren und Voreltern. Sie leben vom Tage für den Tag; nur was innerhalb der Familie und im Umkreise des betreffenden Stammes oder der Horde im Verlaufe von etwa einer Generation sich zugetragen, davon haftet die Kunde; unverständliche Bruchstücke, vereinzelte Namen und Bezeichnungen sind aus der Vergangenheit in dem Gedächtnisse dieses Volkes zurückgeblieben.

Zeugnisse über ihre Vergangenheit bieten indessen ihre Sprache, ihre Märchen und ihre Lieder.

Die Zigeuner selber nennen sich Sint- oder Romleute. Der Name Sint weist sofort auf den Sindstrom, den Indus hin, und der Ursitz wäre an den Ufern des Indus zu suchen. Aus Sint ist die Bezeichnung Zincali und Zigeuner entstanden. Der Name Rom, ihre liebste Selbstbezeichnung bedeutet der Mann und romei die Frau (Sanskrit *rāmā*-Weib). Sie betrachten sich also als das Volk vorzugsweise. Sint und hauptsächlich Rom sind also die Namen, die sie sich selbst geben. Begegnen einander irgendwo in einem verlorenen Winkel der Welt Zigeuner, erkennen sich aber nicht sogleich, so ertönt der Ruf: han dume Romnitschel? seid ihr von den Romleuten? Wenn ja, begrüßen sie sich kameradschaftlich. Die Bezeichnungen, die man ihnen in Europa gibt, variieren fast in allen Ländern. In Deutschland und der Schweiz hieß man sie im 15. Jahrhundert „Tatern“ oder Tataren, heute durchgängig Zigeuner. In England und Spanien kennt man sie unter dem Namen Agypter (anklingend an ihr Märchen). In Rußland nennt man sie Tzingani, in Italien Zingari, in Ungarn Cigani, in Frankreich „bohémien“, wohl vom keltischen: bamein=zaubern, boëin=bezaubert. Im Ungarischen, Russischen und auch in den meisten übrigen Sprachen bezeichnet der Name zugleich einen Betrüger, Spitzbuben, Landstreicher überhaupt. Die eigentliche Abstammung des Namens ist trotz vieler Vermutungen nicht aufgefunden worden.

Wenn diese verschiedenen Bezeichnungen zum Teil wertvolle ethnographische Aufschlüsse geben, so läßt sich dagegen aus den Familiennamen und Vornamen wenig Volksgeschichtliches schließen. Der deutsche Zigeuner gibt seinen

Kindern deutsche, der italicische italienische, der russische russische, der slavische slavische Namen u. s. w. Übrigens besitzen die Zigeuner große Auffassungsfähigkeit für fremde Sprachen. Sie kennen von jeder einige Ausdrücke und dennoch ist die Zigeunersprache (sie zerfällt in verschiedene Mundarten) eine echte, wohlklingende und reine Sanskritsprache. Immerhin ist es für den Sprachforscher eine der schwierigsten Aufgaben, diese von den Zigeunern wohl gehütete Geheimsprache zu studieren; gleich einem Kleinod wird sie verborgen gehalten und unentstellt bewahrt. In der Sintsprache heißt jeder Nichtzigeuner „gadoscho“.

Die christliche Mission hat sich auch schon nach der Religion der Zigeuner erkundigt und gesucht, ihnen in irgend einer Weise beizukommen, doch nie mit sichtlichem Erfolg — hier ist dem Missionswerk ein zäher Stachel gewachsen. Der ursprüngliche Glaube mag eine Art Dualismus, ein oberflächliches Unterscheiden zwischen Gott und Teufel sein, doch herrscht auch hier durchaus keine Klarheit und dazu hütet der Zigeuner sich wohl, irgendwelchem „reformierenden Geist“ einen Einblick in sein innerstes Wesen tun zu lassen. Er nimmt äußerlich überall die Landesreligion seines vorübergehenden Wohnortes an. Bei uns ist er protestantisch, anderswo katholisch, und am dritten Orte bekennt er sich zur Religion des Halbmondes. Ebenso läßt er seine Kinder mit Vorliebe in der Landeskirche taufen, und zwar oft fünf bis zehn und noch mehr Mal; gefällt es ihm doch sehr wohl, wenn bei jeder solch oft wiederholten Kindstaufe die Gaben reichlich fließen, wenn er vom Paten oder von dem die Taufe vornehmenden Geistlichen einige Franken als für den Täufling aufzubewahrendes Geschenk ergattern kann. Das schlimmste für eine erfolgreiche Mission mag ohne Zweifel der Umstand sein, daß der braune Heide durchaus sich keiner Religion feindlich gegenüberstellt, sondern im Gegenteil freundlich von jeder etwas für den eigenen Vorteil zu erhaschen weiß. Ebenso wenig kommt sein Familienleben mit den Landesgesetzen in Konflikt, auch dieses ist scheinbar zivilrechtlich geordnet — und doch passieren unter dem weißen Wagentuch oft die unglaublichsten Dinge. In den Zigeunern hält sich eben ein Stück des finstersten Heidentums verborgen. Was eigentümlich anmutet, ist, daß in einem Volke, das z. B. betreffend Herkunft nicht einmal traditionelle Erinnerungen besitzt, doch die Religion der Vorfahren, datierend von mehr als tausend Jahren her, bis heute einer christlichen Weltanschauung, die doch mittelbar und unmittelbar stetig auf die Zigeuner einwirkte, nicht gewichen ist. Ein syrisches Sprichwort sagt: „es gibt in der Welt zweiundsiebenzig Religionen und eine halbe, nämlich die der Zigeuner.“

Die Zigeuner sind über ganz Europa in einer Gesamtzahl von zirka 600,000 Personen verbreitet, wovon auf Ungarn allein deren mehr als 100,000 entfallen.

Der Zigeuner erträgt alle Unbilden des Wetters gleichgültig; Hitze und Kälte ficht ihn wenig an; nur der Wind ist ihm unausstehlich, davor fürchtet er sich, er macht ihn zu allem unfähig, hilflos sinkt er bei seinem Hauche zu-

samen. Der Zigeuner erreicht ein hohes Alter, trotz mannigfaltiger Erkrankungen, die er sich durch seine Unreinlichkeit zuzieht; jede Krankheit sucht er mit Safran, Zwiebel und Brantwein zu heilen. Fleischkost ist ihm vor allem angenehm, das liebste jedoch der Genuß des Aases. Brotbacken versteht die Zigeunerin nicht; wenn sie es tut, so wird der geknetete Teig einfach in heißer Asche ausgebacken. Der Gebrauch von Eßgerät, Tisch und Teller beim Speisen ist dem Zigeuner ebenfalls fremd. Man sitzt beim Mahle um den Topf oder Kessel und greift frisch mit den Fingern zu. Das gewöhnliche Getränk des Zigeuners ist Wasser; Wein und Bier sagen ihm weniger zu; dagegen ist er dem Schnaps ganz besonders zugetan. Tabakrauchen und Tabakkauen ist ein Lieblingsgenuß von Jung und Alt, Mann und Weib. Nur in ganz seltenen Fällen gelangt der Zigeuner zu dauerndem Wohlstand; denn es mangelt ihm der Sparfönn; die Sorge für die Zukunft ist ihm unbekannt. Man kennt Zigeuner, die durch ihre Musik Tausende von Franken im Jahre verdienen, dabei aber doch ohne Vermögen sind. Wie gewonnen, so zerronnen. Der Genuß und der Spielteufel raffen den Erwerb gar bald hinweg. Die Pferde liebt der Zigeuner mit Schwärmerei, mißhandelt jedoch diese Tiere oft mit viehischer Grausamkeit.

Früher geschah es oft, daß die Zigeunerweiber Kinder raubten und dann verkauften. Heute mögen die Rechtsgesetze den alten Hexen in ihrem „ehrliehen“ Handwerk stark hinderlich sein. Ebenso verstehen die Zigeuner in den Sternen zu lesen und Zaubertränklein zu bereiten aus Kräutern, die man pflücken muß auf der Heide beim Mondenschein. Ein paar Tropfen des dunkelbraunen Saftes aus kleiner Phiole versenken den reichen Bauer oder die Bäuerin in unfreiwilligen Schlaf, worauf der Zigeuner an sein Handwerk geht.

Daß ob den namenlosen Diebereien das Landvölk längst anfing, diese Sippe zu hassen und zu verachten, ist leicht erklärlich. Doch trägt der Zigeuner nicht allein die Schuld an seinem schlechten, allem gesellschaftlichen Leben spottenden Charakter. Vergewärtigen wir uns einen Augenblick die Zeitereignisse, die auf das Romvölk einwirkten. Schon in ihrer Heimat am Indus mögen sie zu den verachteten Parias gezählt haben; dann wurden sie aus den festen Wohnsitzen verdrängt, durchwanderten Jahrhunderte lang fremde Staaten, überall verachtet, gemieden und verstoßen. Von einem Land ins andere geworfen, war es ihnen nicht möglich, ehrlicher Weise ihr Brot zu verdienen, und freiwillig wollte man es ihnen nicht gewähren, so griffen sie denn in des Hungers Not zum einzigen Mittel: sie stahlen sich die Nahrung zusammen, wie und wo sie solcher habhaft werden konnten. Heute noch wandert das Zigeunervölk wie vor Jahrhunderten ziellos umher und man begreift, daß in den großen Zeitläufen alle guten und geselligen Anlagen, die einst diesen Menschen inne wohnten, untergraben und zu Grunde gerichtet werden mußten.

Bekannt sind die Zigeuner als Musiker. Als solche erscheinen sie schon frühe in der Türkei, dann in Rumänien, vor allem jedoch in Ungarn, das man

sich heutzutage ohne „Zigeunermusik“ gar nicht denken kann. Die Zigeunermusik bedient sich vorzüglich der Streichinstrumente: zwei Violinen, ein Cello, ein Violon oder eine Baßgeige, eine Klarinette und ein Cymbal (Schlagzither, Hackbrett) ist die gewöhnliche Zusammensetzung eines Zigeunerorchesters; Trompeten und andere Blasinstrumente liebt der Zigeuner nicht. Die musikalische Kunst ist dem Romvolke angeboren; es lernt nicht nach Noten, sondern folgt beim Spiel einzig dem Gehör. Fast immer ist die Wirkung der Zigeunermusik auf die Zuhörer eine packende, mächtig ergreifende, eine hinreißende. Die Wirkung dieser Musik in ungarischen Schenken schildert uns Lenau in seiner „Heideschenke“, im „Mischka“ und in „Werbung“.

Wer hat schon echte Zigeunermusik gehört? Aus den unendlich weichen, seelenvollen Akkorden ertönt es wie leise Trauer, das ungestillte Verlangen nach dem geträumten Glück, die Trauer um entschwundene schönere Tage. Verzehrendes Heimweh klagt in verlorenen Mandolinentönen. Bald aber rauscht die Musik wild auf, Klarinette, Cymbel und Baßgeige arbeiten zum Berspringen, und wildes Feuer sprüht aus schwarzen Augen — du vernimmst die bittere Klage um verlorenes Jugendland der Zigeuner, wie er mit ganzer Seele den Klängen lauscht, wie er sie gleichsam aufsaugt — er ist die Verkörperung dieses musikalischen Zaubers. Wenn der Zigeuner und seine Dirne ihren Csárdás tanzen, sprüht Feuer aus den Augen; es liegt eine eigene Poesie in den musikalischen Äußerungen der wilden Romnitschals.

„Es gibt“, sagt Schwicker, „in Ungarn wohl keine größere Ortschaft, Stadt oder Marktflecken ohne die eigene „Zigeunerbande“; aber auch die ungarischen Dörfer wollen dieselbe nicht entbehren. Hier geht es den braunen Eöhnen mit der Fiedel und dem Cymbal freilich oft recht elend. Häufig begegnet man den wandernden Zigeunermusikanten an Straßen und Wegen. Es sind das jene Gestalten, die Nikolaus Lenau, in seinen „drei Zigeunern“ so unnachahmbar zeichnete. Mit „Löchern und bunten Flecken“ an den Kleidern, hungernd und entbehrend ziehen diese wandernden Musikanten von Schenke zu Schenke, oft fehlt die Lagerstatt, und sie müssen mit dem Bett im Sand der Heide fürlieb nehmen, aber bei all der materiellen Not, die sie häufig bedrückt, bieten sie „trozig frei, Spott den Erdgeschicken“, fehlt nur die Fiedel und die Tabakspfeife nicht“.

„Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's veriraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet“.

(Lenau).

Dieses verwahrloste, halb barbarische Volk besitzt auch eine nationale — allerdings ziemlich spärliche — Poesie. Die zigeunerische Volkspoesie ist erst vor weniger Zeit bekannt geworden durch Sammlung und Veröffentlichung der Zigeunerlieder durch den Engländer Leland, Professor Doktor von Mehl in Klausenburg, Doktor Wislodzi, die Sprachgelehrten Fr. Müller und Mik-

losich in Wien, M. Rosenfeld in Temesvar und Doktor B. Szaf in Klausenburg.

Je mehr nun der Aberglaube aus dem Phantasieleben unseres Volkes austritt, um so bedeutungsloser werden die magischen Künste der sonnebraunen Zigeuner, und wenn schließlich alle ihre Erwerbsquellen auf diesem Wege versiegt sind und der aufgeklärte Landmann den Zigeunerdiebstahl in keiner Form mehr duldet, dann werden die Staaten gezwungen sein, das fahrende Volk der Heide zu landsässiger Tätigkeit und zu ehrlicher Erwerbstätigkeit anzuhalten oder, besser gesagt, zu zwingen. Dann wird das ziellose Umhervagabundieren ein Ende haben, aber gleichzeitig hört ein seltsames, interessantes und ein Volk eigenartiger Poesie zu existieren auf.

A d' Muetter.

Du hesch mi gfragt i allne Briefe,
Wie's halt e treui Muetter tuet:
„Was machsch de geng, wie geit's, my Liebe?“
Und i ha gschriebe, 's gang mr guet.

O Muetter! hättisch's numme g'ahnet,
Was ig da usse ha ertreit,
Und wie mi d'Schicksal het verstrublet
Mit Hass und Groll und bitt'rem Leid.

Du wärisch cho dür Nacht und Näbel,
Sogar no z'Fuess, dr Wäg so wyt,
Kei Müih hätt'sch gschüücht, für mi cho z'pflüge,
Wie i dr schöne Jugedzyt.

Und dass i denn ha müesse lüge,
Kei Stund im Läbe het's mi g'reut,
d'Lüüt hei mr brichtet, wie mys Schrybe
Di tröschtet heigi und erfreut.

Und no i dyne schwärste Tage,
Wo d' schwach sigsch wurde, müed und chrank,
Heig'sch mängisch gseit, du stürbisch fröhlich:
Mir gang's ja guet, Gott Lob und Dank!

Ja! Gott syg Dank, hesch's nid erfahre
Wie eländ ig bi ume cho,
Und hesch du ds Glück us myne Briefe!
Mit i dy stille Friede g'no.

Emma Wäterich, Zürich.

Bücherchau.

„**Lieder des Idealisten**“. Von Carl M. Bürglin. G. Pion's Verlag, Dresden. 136 Seiten. Preis Mf. 1.50.

Mitteilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliotheksvorstände von der Jugendschriften-Kommission des Schweizerischen Lehrervereins. 27. Heft. Basel. Verlag des Vereins für Verbreitung guter Schriften. 1904. 50 Cts.

Mars la Tour-Vionville. Von Carl Meibtrien. Illustriert von Chr. Spener. In farbigem Umschlag geh. 1 Mf., eleg. geb. 2 Mf. Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart.

Schweizer Schützenfahrt nach Argentinien. Von Emil Kellenberger, Walzenhausen. Herisau. Buchdruckerei W. Schieß & Zwick, 1904. Fr. 1.50.

Die Schule und der Kampf gegen den Alkoholismus. Von Dr. phil. H. Herold. Preis 20 Cts.